

## Vom Sinn und Nutzen der Religion

Dienen religiöse Rituale einem biologischen Zweck?

Wer diese Frage stellt, darf das subjektive Erleben eines Gläubigen nicht ausklammern!

Unbestreitbar erfüllt auch die Religion gesellschaftliche Funktionen. Der Anthropologe Richard Sosis etwa (in „Gehirn&Geist“ 1-2/2005, S. 44ff.) sieht den Zweck religiöser Riten darin, den Zusammenhalt und die Stabilität einer Gemeinschaft zu fördern. Nur so lasse sich erklären, warum der Mensch in religiöse Praktiken so viel Zeit investiere, statt sich um die Nahrungssuche oder seine Fortpflanzung zu kümmern. Die entscheidende Frage lautet jedoch, ob die Bedeutung der Religion in ihren gesellschaftlichen Funktionen aufgeht, ob also ihr eigentlicher Sinn in einem derartigen Nutzwert besteht.

Wer dies behauptet, blendet viele Dimensionen des religiösen Lebens aus, verfährt also reduktionistisch. Ein glaubender Mensch wird dies nicht akzeptieren: Denn nicht nur das gesellschaftliche Leben und die darauf bezogene religiöse Praxis, sondern vor allem die Glaubensinhalte selbst stellen für ihn wichtige Bestandteile der Wirklichkeit (des Seins) dar. Dagegen leugnet der ontologische (seinsmäßige) Reduktionismus von vornherein – und zwar nicht aus wissenschaftlichen, sondern aus weltanschaulichen Gründen –, dass der Religion eine eigene, vom gesellschaftlichen Nutzen und den biologischen Grundlagen des Lebens seinsmäßig zu unterscheidende Wirklichkeit zukommt.

Richard Sosis' Argumentation stützt sich auf einen naturalistisch-ontologischen Reduktionismus, wie ihn etwa die Soziobiologen Richard Dawkins oder Edward O. Wilson vertreten. Diese behaupten auf der Basis der darwinistischen Evolutionstheorie, alles biologische Leben sei auf das Überleben der »stärksten« oder »besten« Gene ausgerichtet. Folglich müsse auch das gesamte kulturelle und geistige Leben sich diesem Zweck unterordnen. Das menschliche Gehirn bringe entsprechende Leistungen also nur deshalb hervor, weil die Gene es auf dieses Ziel hin »programmiert« hätten. Demnach dienen auch moralische Regeln und religiöse Riten letztlich nur dazu, die Gemeinschaft zu stärken, damit einzelne Mitglieder ihre Gene optimal weitergeben können.

Die Soziobiologen haben ihre Hypothese durch Verhaltensforschungen an Tieren gewonnen und dann einfach auf das geistig-kulturelle Leben der Menschen übertragen. Diese naturalistische Theorie ist stark von weltanschaulichen Vorgaben geprägt. Sie gesteht nur dem materiell-biologischen Leben Wirklichkeit zu. Zu den meist unausgesprochenen Voraussetzungen dieses Evolutionismus gehört zudem, dass es in der Entwicklung des Lebens keine Zielgerichtetheit (Teleologie) gibt. Wenn aber allein das Überleben die treibende Kraft der Evolution darstellt – warum hat sich das Leben dann bis zum Menschen entwickelt? Mikroorganismen sind doch die besten Überlebenskünstler: Sie vermehren sich rasch und können ihre genetische Konstitution extrem schnell den sich verändernden Umweltverhältnissen anpassen. Könnte dem Leben und seiner Höherentwicklung vielleicht doch ein Sinn innewohnen, der nicht mit seinem biologischen Zweck – dem Überleben – identisch ist?

Das menschliche Verhalten weist viele Besonderheiten auf, deren biologischer Nutzen bis heute unerklärlich ist. Seit vielen Jahren mühen sich Soziobiologen mit dem Phänomen des altruistischen Verhaltens (der uneigennütigen Nächstenliebe) ab und versuchen mit komplizierten Hypothesen zu erklären, warum der Umweg über die Nächstenliebe letztlich den »Egoismus der Gene« noch erfolgreicher macht.

Zu solchen schwer für einen biologischen Zweck vereinnahmbaren Phänomenen gehört natürlich auch die Religion, insbesondere die oft seltsam anmutenden, aufwändigen religiösen

Rituale, die – biologisch betrachtet – als Ressourcenverschwendung erscheinen. Weil Richard Sosis von der Hypothese rein evolutionistisch denkender Soziobiologen als Deutungsrahmen ausgeht, muss er eine dazu passende reduktionistische Erklärung finden – die da lautet: Je anstrengender, »teurer« die Rituale, desto besser gewährleisten sie die Zusammenarbeit und das Überleben der Gruppe.

Es handelt sich dabei jedoch um eine Deutung, die ausschließlich aus einer Außenperspektive in die jeweiligen Religionen hineingetragen wird. Was würde wohl ein orthodoxer Jude antworten, wenn man ihm unterstellte, seine Gebetsriten hätten keine andere Funktion, als die Gemeinschaft orthodoxer Juden zu stabilisieren? Er würde sich sicherlich entschieden dagegen wehren und darauf verweisen, dass er selbst mit dem Ritual primär eine ganz andere Bedeutung verbinde – etwa die, damit Gott zu verehren. Für den Gläubigen geht es in der Religion schließlich vor allem um die Hinwendung zu Gott, dessen »Existenz« für ihn keine Fiktion, sondern eine Gewissheit ist und dessen Verehrung den entscheidenden Inhalt seines Lebens darstellt.

»Warum«, fragt der fromme Jude den Anthropologen, »versuchen Sie eine religiöse Praxis zu deuten, ohne die Dimension der ersten Person, das subjektive Erleben, miteinzubeziehen?« Religiöse Riten mögen als Sekundärprodukt auch einen gesellschaftlichen und möglicherweise sogar biologischen Nutzen haben. Doch ihren eigentlichen Sinn kann nur erfassen, wer sie in gläubiger Haltung praktiziert.

Ob am Ende des fiktiven Dialogs das Eingeständnis des Anthropologen steht, er habe zu den für den Gläubigen entscheidenden Inhalten religiöser Praxis nun einmal keinen subjektiven Zugang und wolle sich daher auf diese Binnenperspektive der Religion auch gar nicht einlassen, kann hier offen bleiben. Doch es liegt auf der Hand, dass man ohne diesen Zugang das Eigentliche der religiösen Praxis nicht erkennen kann.

Ähnliches gilt übrigens nicht nur für die Religion, sondern für viele menschliche Phänomene. Behauptet man etwa, dass die Liebe zwischen Frau und Mann nur dem Eigennutz und der Fortpflanzung diene, so werden die meisten Paare dem widersprechen. Sie werden darauf verweisen, dass der entscheidende Aspekt in ihrer – von der Liebe zueinander bestimmten – Beziehung selbst zu suchen ist. So, wie die Liebe zunächst zweckfrei, aber dennoch höchst sinnvoll ist, so ist auch die religiöse Praxis, die Gottesliebe in sich letztlich innerweltlich zweckfrei. Ihr Sinn liegt in der Liebe zu Gott selbst, in der Hinwendung des Menschen zu Gott und den Erfahrungen, die er dabei macht.

Es kommt vor, dass Riten zur Verehrung Gottes seltsame Formen annehmen, die sich meist aus der religiösen Tradition erklären lassen. Und mitunter erstarren sie zu inhaltsleeren Ritualen, weil ihr ursprünglicher Entstehungskontext selbst den Anhängern der jeweiligen Religion fremd geworden ist.

Prof. Dr. Ulrich Eibach, Bonn, in „Gehirn&Geist“ 1-2/2005, S. 52 f.

[http://www.spektrum.de/page/p\\_archiv\\_aktuelleausgabe\\_gg&sort=evt&order=asc&jahr=2005&ausgabe=1](http://www.spektrum.de/page/p_archiv_aktuelleausgabe_gg&sort=evt&order=asc&jahr=2005&ausgabe=1)